

## Das Vermächtnis der Vase

Es war ein ungewöhnlich ruhiger Morgen in Schnaittach, als Emmi die Wohnung ihrer langjährigen Freundin betrat. Wie an jedem anderen Tag wollte sie das Frühstück zubereiten aber die Stille in den Räumen fühlte sich diesmal anders an.

Als sie ins Schlafzimmer ging, um Annemarie zu wecken, musste sie feststellen, dass sie für immer gegangen war. Ein leichtes Lächeln auf den Lippen, friedlich, offenbar ohne Schmerz.

Emmi stand regungslos am Bett. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Freu dich mit mir“, hatte Annemarie oft gesagt, „wenn mein Wunsch eines Tages in Erfüllung gehen sollte.“

Emmi hatte nie verstanden, wie man das konnte. Sich freuen, wenn einem die beste Freundin wegstirbt.

Eine Weile stand sie noch da, versunken in Jahrzehnte, bis ihr klar wurde, dass es noch einiges zu erledigen gab, bevor sie die Behörden verständigen konnte.

Ihr Blick fiel auf die kleine Vase, die auf dem Nachttisch stand. Darin steckte eine silberne Rose, die Annemarie eigenhändig mit Gießharz versiegelt hatte um das Geheimnis zu sichern, solange sie noch am Leben war.

„Du musst die kleine Vase auf dem Nachttisch zerschlagen. Mach das sofort, später wirst du vielleicht keine Gelegenheit mehr dazu haben“, hatte Anne ihr eingeschärft.

Anne war empfänglich für skurrile Eingebungen gewesen. Es hätte keinen Sinn gehabt, nach Logik darin zu suchen. Und erklären wollte sie natürlich auch nichts, das ist ja schließlich das Geheimnis. Das stünde dann auf einem anderen Zettel, den man nur findet, wenn man den ersten gelesen hat. Dabei hatte sie

spitzbübisch gelächelt, und Emmi hatte es aufgegeben, weiterzubohren.

Dass Annemarie ein Geheimnis mit sich trug, hatte Emmi seit Jahren geahnt. Jetzt, da sie die verschlossene Vase anstarrte, hoffte sie, dass deren Inhalt endlich Licht ins Dunkel bringen würde. Entschlossen nahm sie das Gefäß, ging ins Bad, wickelte es fest in ein Handtuch und schlug mit einem kräftigen Hieb gegen die gusseiserne Badewanne.

Der dumpfe Gong hallte durch das Haus. Inmitten der Scherben lag der zusammengerollte Zettel. Sie hob ihn vorsichtig auf, mit einem unguuten Gefühl, atmete sie tief durch und entrollte das Papier.

Statt des erhofften Briefes nur eine knappe Anweisung. Typisch Anne. Ein leichtes Lächeln konnte sie sich nicht verkneifen.

„Du verrücktes Huhn“, murmelte sie. „Selbst jetzt willst du noch ein Spiel mit mir spielen.“

Auf dem Zettel stand, dass Annemarie auf dem Friedhof ein Geschenk für sie vergraben hatte, als Dank für die Jahre der Fürsorge und Freundschaft. Dazu ein präziser Hinweis, wo sie graben musste. Und dass sie für den Heimweg unbedingt ihren Einkaufstrolley mitnehmen sollte.

Emmi las den Satz zweimal.

Annemarie war Kriegswitwe gewesen. Ihr Mann Wilhelm war 1944 im Russlandfeldzug in der Nähe von Minsk gefallen und galt seither als verschollen. Wie viele Frauen in ihrer Lage hatte sie ein leeres Grab auf dem Friedhof angelegt. Sogar ihren eigenen Namen hatte sie bereits eingravieren lassen, mitsamt dem Geburtsdatum. Für das Sterbejahr war eine „19“ in den Stein gemeißelt. Länger zu leben war für sie undenkbar.

Die Vorstellung, etwas in einem Grab zu verbergen, ging Emmi zu

weit. Für sie war der Friedhof schließlich ein geweihter Ort.

Bevor der große Trubel begann, säuberte sie die Badewanne sorgfältig von den Scherben. Dann nahm sie die alte Zigarrenkiste aus dem Küchenbüfett, in der Annemaries private Bilder und Dokumente lagen.

„Falls es jemanden gibt, der sich von meiner Familie dafür interessieren sollte, nimm sie mit, bevor sie auf dem Müll landen“, hatte Anne sie angewiesen.

Emmi verstaute die Kiste im Einkaufskorb. Die Scherben legte sie in Toilettenpapier gewickelt, obendrauf.

Da Annemarie kein Telefon besaß, musste Emmi das Haus verlassen. Sie entschloss sich, zuerst nach Hause zu gehen, den Korb sicher abzulegen. Danach das Pfarramt. Das Wichtigste war ihr, das Läuten des Totenglöckchens, sie glaubte fest daran, dass der Klang Annemaries Seele den Weg weisen würde. Dass Annemarie über solche Dinge anders dachte, störte sie heute nicht die Bohne, schließlich konnte sie ja nicht mehr dazwischen quatschen.

Als sie das Pfarramt betrat, schlug ihr im dunklem Flur ein Modriger Duft entgegen. Das Pfarrhaus war dreihundert Jahre alt und von außen der gepflegteste Altbau der Stadt, ein Garant dafür, um so mehr Sünder es in der Stadt gab, um so gepflegter das Pfarrhaus, schließlich konnte man Ablass käuflich erwerben, war schon immer so.

Im Flur spiegelten die alten ungleichen Bodensteinplatten das nur mäßig einfallende Licht durch die Butzenscheiben des hinteren Ausgangs zum anliegenden Garten wider. Sie strahlten Feuchtigkeit aus.

Emmi fröstelte, als sie sich an die Lichtverhältnisse angepasst hatte und umschaute, erschrak sie fürchterlich. In einer Nische,

lebensgroß, ein Mann, das Gesicht schmerzverzerrt, mit Pfeilen durchbohrt, flehend zum Himmel blickend, an einem Baumstumpf gefesselt.

Sie riss panisch die nächstgelegene Tür auf und stolperte hinein. Zwei Augenpaare hinter großen runden Brillengläser hoben die Köpfe hinter ihren Bildschirmen und starrten sie vorwurfsvoll an. Ihr wurde bewusst, sie hatte die Etikette verletzt und nicht angeklopft. Was unverzeihlich war.

Die Sekretärin räusperte sich und fragte mit einem herablassenden Ton, „kann ich etwas für sie tun?“

„Ich möchte den Tod von Annemarie Seifert melden, sie ist heute Morgen verstorben.“

„Haben sie den Tod schon wo anders angezeigt, Polizei, Gemeinde, Hausarzt?“

„Nein, das wichtigste war für mich dass das Totenglöckchen geläutet wird, schließlich wartet ihre Seele darauf!“

Die Sekretärin schaute die Haushälterin mit einem Lächeln an und dann wieder zu Emmi.

„Einen Augenblick wird sich die Seele noch gedulden müssen, den wir können nicht so ohne weiteres die Totenglocke Leuten, wenn das Formale nicht geklärt ist.“

Emmi hatte auf Anteilnahme gehofft, doch vergeblich. Annemarie war katholisch, aber keine regelmäßige Kirchgängerin gewesen. Die einzige Begegnung mit dem Pfarrer war an ihrem siebzigsten Geburtstag, als dieser plötzlich vor ihrer Tür stand, um pflichtschuldig zu gratulieren, Broschüren bereits griffbereit. Anne hatte ihm knapp gedankt, doch er blieb im Rahmen stehen, wie ein Hotelpage, der auf sein Trinkgeld wartet. Daraufhin hatte sie ihm die Tür vor der Nase zugeschlagen. Das war Annemarie, kurz, direkt, auf den Punkt. Scheinheiligkeit konnte sie nicht

ausstehen. Sie war eine Seele von Mensch, doch wenn man ihr dumm kam, konnte sie auch anders. Emmi ging zurück zu Annemaries Wohnung. Auf dem Weg hörte sie das ersehnte Totenglöckchen. Sie blieb stehen, bekreuzigte sich und begann ein Ave Maria zu beten. Ein Anruf beim Hausarzt hatte sie schließlich legitimiert und die Sekretärin wohlwollend gestimmt, die Seele von Annemarie nicht noch länger im Warteraum der Himmelspforte sitzen zu lassen.

In der Wohnung angekommen, begann sie zu putzen und aufzuräumen. Es war ihr ein Bedürfnis, dass Fremde keinen falschen Eindruck bekamen. Als Erster traf der Hausarzt ein. „Sie is friedli eigschlafn“, flüsterte Emmi dem Hausarzt zu, während er sich über die Leiche beugte. Die Tränen bahnten sich ihren Weg durch die tiefen Falten ihres Gesichts. „Der liebe Gott hat ihr den Wunsch erfüllt, im Schlaf gehn zu dürfn. I dank ihm dafür vom ganzen Herzn, des könnens mir fei glaum, Herr Dockter.“ Ihre Stimme brach.

Der Arzt, ein gebürtiger Westfale, der sich über die Jahre den weichen fränkischen Dialekt angeeignet hatte, legte ihr tröstend den Arm auf die Schulter. „Kommens, setzens Ihna do in den Sessel nei“, sagte er sanft. „I geb Ihna jetzt a kleins Schpritzerl, dann wirts scho wieder.“ Während Emmi unter der Wirkung der Injektion teilnahmslos in den Sessel sank, füllte sich die Wohnung. Schritte im Treppenhaus kündigten Notarzt und Polizei an. Annemarie war tot. Dass ihr Ableben ein tragisches Nachspiel haben würde, konnte sie nun nicht mehr verhindern.